



Allerl. Blatt.

Nr. 32.

Samstag

den 9. August

1834.

Der Hahnenkampf im Tiboli. *)

(Von M. G. Saphir.)

Es ist ein großes Wort das „Kikeriki!“ Es bedeutet so viel als: „Es werde Tag!“ Der erste Hahn muß eine erhabene Empfindung gehabt haben als er zum ersten Male sein „Kikeriki!“ mit verschlossenen Augen in die Welt hineinrief und dann die Augen aufschlug und der erste Tagesanbruch ihm in die Augen fiel. Der Hahn das ist ein selbster Mensch, der hat eine Vorempfindung davon, wenn die Finsterniß entflieht und, wenn das Licht erscheint. Unter den Menschen kräht jetzt kein Hahn mehr darum, ob es licht, ob es finster wird, und gerade die, welche am lautesten schrein, krähen eigentlich damit es nicht Tag werde.

Die Juden loben an jedem Morgen ihren Schöpfer, daß er dem Hahne Verstand gegeben hat. Ich glaube aber der Hahn ist ein Narr, was hat er zu krähen und die Augen zuzudrücken, bevor es Tag wird, hat er nicht Zeit ein Auge zuzudrücken, wenn es schon Tag ist?

Ich kenne einen Hahnpersönlich, der ein wahrer Philosoph ist; es ist der Hahn, der in Frankfurt auf der Sachsenhäuser Brücke steht; der hat verschiedene Tage kommen und scheiden gesehen, und er hat das Maul nicht aufgemacht und nicht gekräht; wenn alle andern Schnapphähne daselbst eben so klug und so ruhig geblieben wären und nicht zur Unzeit gekräht hätten, und sich nicht um ungelegte Eier bekümmert hätten, es wäre mancher Tag des Unglücks nicht angebrochen.

Wie nun aber die Historiker umgekehrte Pro-

*) Aus der allg. W. Theater-Zeitung.

pheten sind, so sollten die Menschen umgekehrte Hähne seyn, sie sollten krähen, wenn es Nacht wird; denn wenn es Tag wird, das sieht Jedermann, das liegt am Tage, aber daß es Nacht wird, das sieht oft kein Mensch, er lebt oft in der finsternsten Nacht so in den Tag hinein. Weil aber es Tag wird, wenn der Hahn kräht, so glauben insonders die literarischen Hähne, — auch ein Jeder. Vieh — sie brauchten nur zu krähen und den Kamm schwellen zu lassen, und wenn sie das gethan haben, halten sie sich für privilegierte Tagmacher! Jedes literarische Hähnchen, welches zum ersten Male seine Federn aussträubt, wohlgefällig die Neuglein zudrückt und sein Probe-„Kikeriki!“ aus seinem Winkel in den Lesetag hineinkräht, glaubt aus seinem Krähwinkel ein fiat lux in die Welt hineingedonnert zu haben. Diese falschen Licht-Kräher und Tag-Propheten vergessen jedoch, daß es nicht Tag wird, weil der Hahn kräht, sondern daß der Hahn kräht weil es Tag wird. Die wirklichen Hähne sind klug genug damit zufrieden zu seyn wie es allmählig Tag wird, wie es erst dämmert und in leisen Färbungen nach und nach heller wird, bis es voller Tag ist, die literarischen Tags-Hähne aber wollen, daß sogleich und auf ein Mal voller, greller Tag werde, wenn sie auch wissen, daß das unser Auge blenden, unsere Sehkraft lähmen würde, denn es ist ihnen ja nicht um unsern Tag und um unsere Augen, sondern bloß um ihr Krähen zu thun. Die wirklichen Hähne lassen den Tag durch die sanfte Morgenröthe herbeiführen und wenn Aurora da ist, schweigen sie befriedigt still, die falschen Tags-Hähne aber wollen ihn durch Donnerschläge und Erdbeben herbeigeführt sehen. Darum krähen sie auch während des Tagesanbruches, während des werdenden Tages noch fort, und

wenn es heller Mittag ist, rücken sie den goldnen Sonnenzeiger auf dem Zifferblatt der Zeit zurück und da capo ihr „es werde Tag!“ in die Welt hineinkrähen zu können.

Die wirklichen Hähne sind gesellige friedliche Kräher; ein Hahn will nicht ausschließlich allein krähen; kein Hahn sagt, er krähe besser als sein Mitahhn; kein Hahn will allein den Tag herangekräht haben, sie krähen in friedlicher Eintracht, jeder kräht, was er fürs Haus braucht und keiner kümmert sich um das Krähen seines Nächsten; die literarischen Hähne aber will jeder allein, jeder will der beste Kräher seyn; jeder will einzig und allein das papierne Jericho umgekräht haben, und das kaum flügge gewordene Piephähnchen mit seinem Kinderkikeriki flattert frech dem aspergrauen Hahn in die Augen und beutelt ihm den Kamm! Das sind die literarischen Kampfhähne. Die heutigen Hahnenkämpfe im Tivoli waren ein plastisch-drahtisches Ebenbild derselben.

Zuerst saß jeder Hahn abgefondert im Korbe, dampfbrütend wie über ein Redactionsgeheimniß! Zampa, Merkur, Ajax, Achill und andere große Namen. Ich habe mich um die Dressur dieser Kampfhähne erkundigt und habe erfahren, daß sie nichts zu essen bekamen als bissige Journalartikel, das rechte Auge eines Rezensenten, das linke eines Vasquillanten und etwas Schaum von einem getadelten Schauspieler; das findet sich. Alle Tage wird ihnen zwei Mal Hoffnung auf eine und dieselbe Stelle gemacht und eine Henne muß alle Tage mit beiden liebäugeln. Das ist die hohe Schule des Hahnenkampfes! Im Tivoli waren lauter Kämpfer, die schon ausgeleert hatten.

Zuerst erschien Zampa und Merkur. Zwei stattliche Hähne, sie sahen sich erst historisch grimmig an wie die Redactoren zweier Journale, dann warfen sie glühende Blicke auf das Publicum, als ob es lauter Abonnenten wären, dann fuhren sie aufeinander los und stießen sich an den sogenannten Kopf. Darauf spreizten sie die Flügel weit mächtig auf, gleichsam als ob sich alle Abonnenten der Menschheit unter ihren Flügel begeben sollten. Dann sprangen sie neckisch gegen einander auf, gleichsam um zu zeigen, wer mit seinen Abonnenten größere Sprünge macht. Darauf pickten sie sich mit den Schnäbeln um zu beweisen, wer die pikantesten Artikel hat. Endlich ging einer ab und der andere blieb auf dem Platz; der welcher abging, sah gerade aus wie ein Redacteur der keinen Abgang hat.

Zum zweiten Gang erschien Ajax und Hector! Beide hatten gestuzte Schwänze und sahen aus wie Epigramme ohne Pointe. Sie kamen mir vor wie die Satyrer, die nicht beißen, sondern bloß pöbeln, die

nicht stechen, sondern bloß fragen. Sie rührten gewaltigen Staub auf, sprangen sich in die Augen, wühlten in der Arena herum und die Zuschauer lachten, wie gewöhnlich bei allen Hahnenkämpfen ähnlicher Gattung.

Darauf erschien Achill und Menelaus! Zwei Heldenpieler die ein Rollenfach spielen! Wie stürzten die gegen einander los! Zuerst warfen sie sich funkelnde Blicke zu wie dem Souffleur, wenn er nicht laut genug ist, dann fuhren sie auf sich zu, als ob jeder den andern für eine Coulisse hielte und ihn reißen wollte. Dann schlugen sie mit Flügel und Füßen in den Lüften herum, als ob sie einen Monolog declamirten, dann stießen sie sich gegenseitig den Kopf in den Nacken wie Drestes und Pylades in einer tragischen Umarmung! Zuletzt fiel einer gliederknackend hin, als ob er geselbstmordet worden wäre und der andere stolzierte gespreizt herum als hätte ihn die Gallerie eben herausgerufen.

Ich weiß nicht, wieviel solche Hähne noch den Strauß bestanden oder auf dem Plage blieben; ich blieb nicht länger auf dem Platz, sondern zog einen andern Strauß, Strauß den Walzer-Fulminant, bei Dommayer vor, bei dessen Gabrielen- und Elisabethen-Walzer auch Menschen, die ohne Füße geboren sind große Tänzer werden müssen. Ich ließ mir von diesem Anakreon der Violine so lange vorspielen bis aus meiner Seele lauter besflügelte Tanzfüße herauswimmelten und ich mußte davon eilen, sonst hätte ich die Säulen des Dommayerischen Saales umfassen und mit ihnen wie toll herumwalzen müssen, und das hätte sich doch nicht geschickt, ich und eine Säule!

Stephan Girard.

Der im Nov. 1831 als 80jähriger Greis verstorbene Einwohner Philadelphias, Stephan Girard, ein geborner Franzose, der sein ganzes großes, auf mehr als 15 Millionen Dollars sich belaufendes hinterlassenes Vermögen in seinem Testament größtentheils, nämlich bloß mit Ausnahme einiger Legate zu Gunsten der Stadt Newyork, und einer Summe von 10,000 Dollars an mehrere in Philadelphia lebende Neffen und Nichten der Stadt Philadelphia vermacht hat; zwei Millionen sind unter Anderen zur Stiftung einer öffentlichen Schule ausgesetzt, und zwar unter der andrücklichsten Bedingung, daß kein Geistlicher, von welcher Secte er auch sei, dabei angestellt werde. Der Verstorbene war überhaupt ein Sonderling eigener Art, der ganz unbemittelt von Bordeaux nach Amerika gekommen, durch Industrie und Glück sich jenes ungeheuer

es Vermögen erworben hatte, und bis an das Ende seiner Tage von einer unermüdeten Thätigkeit gewesen, aber selbst in dem Besitze großer Reichthümer von seiner früheren einfachen Lebensweise nicht abgewichen war. Bis zum Jahr 1811 beschränkte sich Girard, nachdem ihm mehrere Spekulationen gelungen waren, auf Waarenhandel, als aber der Congreß im gedachten Jahre die Erneuerung des Freibriefs der alten Bank der Vereinigten Staaten in Philadelphia verweigerte, errichtete Girard in dem Local desselben Instituts ein Bankerhaus mit einem Kapital von 1,200,000 Dollars, welches sich späterhin auf 5 Millionen Dollars hob. Seine Wechsel galten bald auf allen Handelsplätzen als eines der ersten und besten Papiere. Neben dem Handel und dem Bankergeschäfte betrieb er auch mit gleich glücklichem Erfolg die Landwirthschaft. Bank, Grundstücke, Häuser, Schiffe, Früchte, Gemüse, Blumen, alles verwandelte sich in Girards Händen in Gold, und diente ihm zu steigender Vermögensanhäufung. Dabei war er ein ungemein rechtlich gesinnter Mann, der das allgemeine Wohl nie aus den Augen verlor. Die Stadt Philadelphia ist durch die patriotische Freigebigkeit dieses Mannes in eine so außerordentliche Lage versetzt worden, wie wohl keine Stadt der Welt. Es läßt sich kaum berechnen, zu welcher Stufe der Wohlfahrt Philadelphia durch gute Verwaltung und Verwendung eines so bedeutenden Kapitals, das ihr als Vermächtniß zugefallen, sich erheben wird. Die jährlichen Einkünfte dieses Kapitals sind mehr als hinreichend, um alle städtischen Ausgaben zu decken; dieß hat zur unmittelbaren Folge, daß gar keine Abgaben von den hiesigen Einwohnern mehr erhoben werden sollen, so daß Jeder Alles, was er erwirbt, fernerhin zur Verbesserung seines Zustandes wird anwenden können. Es kann nicht fehlen, daß bei der Größe der Mächtigkeiten, Mäßigkeit und Sparsamkeit, die ohnehin bei der Mehrzahl der hiesigen Bürger herrscht und durch die in Philadelphia ansässigen zahlreichen Quäker befördert wird, hier bald Alle unter solchen Umständen wohlhabend werden müssen. Der Mangel an öffentlichen Lasten und Abgaben wird zugleich den hiesigen Fabriken und Manufacturen, so wie überhaupt dem Gewerbfleiß, zum großen Vortheil gereichen. Die Stadt wird — das läßt sich mit Wahrscheinlichkeit voraussagen — an Bevölkerung und Größe noch viel schneller fortschreiten als bisher — schon jetzt zählt man sie über 30,000 Häuser und an 180,000 Einwohner — und bald eine der reichsten und schönsten Städte des Erdkreises werden. Wenn man nach 20 Jahren hieher kommt, wird man über die Wirkungen erstaunen, welche der patriotische Sinn eines einzigen Bürgers, dessen Name in dankbarem Andenken stets fortleben wird, in Philadelphia hervorgebracht hat.

Einiges über den sogenannten Riesenweizen oder den Weizen von St. Helena.

Hr. Glottreau von Villeneuve St. George behaute im Herbst 1832, 240 Quadratfuß Landes zum Versuche mit Weizen von St. Helena, der auch unter dem Namen des Riesenweizens bekannt ist, und erntete davon im Sommer 1833, 14 Liter Samen. Der Morgen Landes würde also hiernach, mit Riesenweizen bebaut, beinahe 18 Hektoliter oder 12 Sester Weizen gegeben haben, während man bei dem Baue von gewöhnlichem Weizen von einer gleichen Fläche Landes nur 5 — 6 Sester oder um die Hälfte weniger geerntet haben würde. Hr. Glottreau säete die Körner des Riesenweizens 6 Zoll weit von einander; die wenigen Stöcke, die im Winter ausblieben, pflanzte er im Frühjahr nach. Diese letzteren gediehen zwar auch gut, gaben aber meistens nur eine oder höchstens drei Aehren, während die im Herbst gebauten Stöcke meistens 6 bis 7 und sogar bis an 17 Aehren erhielten. Die Aehren waren sehr schön und sehr schwer, und enthielten meistens 75 bis 80 Körner, die größten sogar 120. Ein Stock mit 17 Aehren gab allein 1350 Körner; im Durchschnitte gab bei diesem Versuche ein Korn deren 500! Es wäre daher gewiß sehr zu wünschen, daß man den Riesenweizen bald allgemeiner baute, und daß man sich überhaupt bemühte, nicht immer dieselben Getreidesorten auf demselben Boden zu bauen, sondern mit dem Samen so viel als möglich zu wechseln. Wenn die reichen und üppigen Getreidesorten, zu denen z. B. der Riesenweizen gehört, bei uns auch nach und nach ausarten sollten, so würde man ja doch wenigstens einige Jahre lang bei dem Baue derselben größere Ernten machen und den Boden gewiß weniger verderben, als man ihn dadurch verdirbt, daß man beinahe Jahrhunderte lang immer gleiches Saatkorn auf denselben Boden bringt. — Man hat die Frage aufgeworfen, ob der Riesenweizen eben so viel Kleber enthalte, als unser europäischer Weizen; diese Frage wurde von dem berühmten Bäcker Roland zu Paris dahin entschieden, daß er sowohl in dieser als in jeder andern Hinsicht dem besten französischen Weizen gleichkommt.

Sonderbare Sitte bei den Morlaken.

Die Sitten der Völker sind oft sehr sonderbar, und doch hat diese Sonderbarkeit einen Grund, der oft nicht mehr zu ermitteln ist. Verläßt eine Braut bei den Morlaken das Haus ihrer Aeltern, so stellen sie diese dem Bräutigam in dem nachtheiligsten Lichte dar. „Du thust Unrecht,“ sagen sie, „einen so häßlichen Ge-

genstand zu nehmen, aber wenn du dich nun einmal mit demselben belasten willst, so höre, daß sie nicht taugt, daß sie eigensinnig, grillenhaft und hartnäckig ist zc.“ Die Antwort, welche der Bräutigam gibt, ist in der That nicht erbaulich. „Wohlan!“ versetzte er, »wenn du so beschaffen bist, wie dich deine Aeltern schildern, so will ich dich schon zur Vernunft bringen; ich will dich daher im Voraus die Stärke meines Armes empfinden lassen.“ Bei diesen Worten nimmt er eine Stellung an, als schlage er sie, und begnügt sich nicht immer mit dieser drohenden Geberde. Diese rohe Sitte gilt bei einigen slavischen Völkern, wie bei den Russen zc., als ein Beweis von Liebe; ihre Weiber sehen es lieber, geprügelt als vernachlässigt zu werden. Sie sind nicht verächtlich darüber, von ihren Männern oder Liebhabern Prügel zu erhalten; die Schläge sind also bei ihnen Liebeszeichen.

Historische Miscelle.

Etwa 70 Jahre vor Christi Geburt erkreute sich unser deutsches Vaterland nach den Zeugnissen der Römer, besonders des großen Historikers Cajus Cornelius Tacitus, welcher uns von dem Lande und den Sitten der Germanen authentische Nachrichten liefert, keines einzigen Obstbaumes; nur der Kirschbaum, den der siegreiche Feldherr Lucullus aus Pontus in Ästen nach Europa brachte, war an dem Rheine, und auch dort wenig vorhanden.

Die Römer, die damaligen Gewalthaber des unwirthbaren Deutschlands, meinten sogar, der deutsche Boden wäre unfähig, außer den Eichen-, Fichten- und Tannenbäumen die edleren Obstbäume zu tragen. Das damalige rauhe Klima, der strenge Winter, der den größten Theil des Jahres herrschte, die undurchdringlichen Waldungen, die selbst im Hochjahre den erwärmenden und erquickenden Sonnenstrahlen den Zutrang verwehreten, schienen ihre Meinung zu rechtfertigen. Von den Gartengewächsen hatten sie eine Art Pastinaken, wilden Spargel, und einen ungewöhnlich großen Klettig. Von den Getreidearten hatten sie nur den Hafer, aus dem sie ein Muß zum Essen bereiteten, und die Gerste, woraus sie ein sehr bitteres Bier bräueten, da ihnen die Natur den Traubensaft versagte. Auf den wohlthätigen Ackerbau wendeten unsere Ahnen sehr wenig Fleiß und Sorge.

Wie ganz anders liegt nun unser deutsches Vaterland jetzt vor uns.

Ruhiges Nachdenken, anhaltender Fleiß und unverdroßene Ausdauer veränderten dieses waldige, düstere Land, wo Treue und

Sieberkeit seines Volkes schönste Bierde war und ist, in einen Garten, der in üppiger Fülle herrlich prangt.

Was heimisch war, wurde veredelt, und was aus der Fremde kam, wurde mit Nutzen heimisch gemacht. Was man in der grauen Vorzeit Tagen kaum ahnete, schuf die mächtige Zeit, der menschliche Forschungsgeist, der Trieb, der den Menschen unaufhaltsam vorwärts treibt, und stets angewandte Thatkraft zur schönen Wirklichkeit. — Wo ehemals wilde Thiere in finsternen und feuchten Wäldern hausten, und ganze Gegenden mit ungesunden, ungeheuren Sümpfen und Morästen bedeckt waren, welche verpestete Dünste aushauchten, trifft man jetzt regsame Bewohner in glücklichen Vereinen, und lachende, fruchtbare Fluren an, die allem, was lebt, nährende Stoffe im reichen Uebermaße liefern. — Wo in der uralten, finstern Zeit bei groben Sitten eine rauhe, schauerliche Wildniß war; säckeln nun fruchttragende Bäume kühlenden Schatten um sich, und bieten uns ihre schmackhaften, saftreichen Früchte zum beliebigen und vielfältigen Gebrauche dar. — Wie freigebig und überflüssig spendet uns allenthalben die Rebe ihre vollen Trauben mit ihrem stärkenden Saft, der unter Jubel und Saitenspiel von der Kelter rinnt. Kräuter und Pflanzen aller Art findet man in eigenen Räumen und Plätzen angepflanzt, die entweder nährend oder heilsam auf den thierischen Organismus wirken. — Unübersehbare Saaten uns in ihren goldenen Körnern die freudigste Hoffnung zur nöthigen, gewissen Lebensunterhaltung.

Wahrlich, Deutschland hob sich im Verlaufe von 2000 Jahren auf den Punct, daß man es, was Vollkommenung des Bodens, Höhe des Kunstsinnes und des nützlichen Strebens seines Volkes betrifft, das erste Land auf der Erde nennen kann.

Anekdote.

Ein Tabackfabrikant in Danzig, der durch öffentliche Blätter dem Publicum oft seine Waare anpries, hatte unter andern auch eine Sorte Taback empfohlen mit der Ueberschrift: »Der lobt sich selbst.« Von diesem Taback kaufte Jemand ein Päckchen, kehrte aber bald darauf ergrimmt in den Laden zurück, warf das Packet auf den Tisch und sprach, zornig auf die Aufschrift zeigend: »Es ist doch unverantwortlich, solchem übelriechenden Zeuge ein so großes Lob beizulegen! — »Herr!« entgegnete kaltblütig der Fabrikant, »verstehen Sie nicht Deutsch? Wie können Sie von diesem Taback einen guten Geruch verlangen? Er lobt sich selbst! — das alte Sprichwort sagt aber, wie alle Welt weiß: Eigen Lob — —.«